

Status – ein vielschichtiger Begriff mit soziologischen Implikationen

von Christoph Maeder

Der Begriff Status spielt in der Medizin, im Recht und insbesondere in der Soziologie eine wichtige Rolle. Er unterwirft einzelne Personen und soziale Gruppen einer kontextabhängigen Bewertung und stellt damit gesellschaftliche Orientierungsschemata zur Verfügung. Die soziologische Verwendung des Statusbegriffs zielt darauf ab, soziale Ungleichheit und soziale Differenzierung zu erfassen, zu beschreiben und zu verstehen. Verschiedene Theoriestränge lassen sich dahingehend bündeln, dass der Status immer auch eine Bewertungsdimension für die soziale Wertschätzung und damit ein Instrument für die gesellschaftliche Verortung seiner Trägerinnen und Träger enthält. Diese Bewertungsmöglichkeiten von Konsumgütern und anderen Dingen führen dazu, dass sich teure Autos und grosse Häuser, aber auch das Zeigen von gutem Geschmack und auserlesenem Konsum als Statusmarkierungen für den Hinweis auf eine bestimmte Positionierung im gesellschaftlichen Gefüge gebrauchen lassen. Umgangssprachlich hat sich von der soziologischen Begriffsverwendung her insbesondere der demonstrative Konsum als ein Statusindikator verbreitet.

Status als Begriff wird in vielfältigen Kontexten verwendet. Seiner lateinischen Herkunft nach steht das Wort «Status» für «I. das Stehen, Stand, Stellung 2. Zustand, Verfassung, Umstände, Beschaffenheit, Lage».¹ Letzteres wird in der Medizin, der Technik, der Jurisprudenz und der Soziologie verwendet. In diesen Bereichen ist Status als Fachbegriff fest etabliert. Das Wort Status verweist dabei immer auf die Lage, die Situation oder die Umstände, in denen sich jemand oder etwas in einem spezifischen Kontext befindet. Im Verweishorizont ist dabei oft eine Mitbedeutung enthalten, wonach ein Mehr oder ein Weniger der adressierten Sachverhalte besser oder schlechter sind.

Ein medizinischer Status bezeichnet die Gesamtheit der Ausprägungen gesundheitlicher Merkmale, die einer Person durch die ärztliche Diagnose zugeschrieben wird. Hier wird der Status als eine Art Sammelbegriff für Untersuchungsergebnisse verwendet. Ein Gesundheitsstatus mit wenigen Krankheitssymptomen wird dabei besser beurteilt als eine lange Liste diagnostizierter Gebrechen. Dazu gibt es immer auch attribuierende Unterbegriffe zum generellen medizinischen Status, wie beispielsweise den Ernährungsstatus, den Organstatus, den Status von biologischen Teilsystemen wie dem Kreislauf und ähnlichem mehr. Interessant ist festzustellen, dass sich für die Ausdifferenzierung der Krankheitsbefunde grosse standardisierte Klassifikationen mit vielen tausend Einträgen finden, dass aber

für die Definition der einen Gesundheit keine Einigkeit besteht. Eine der Medizin analoge Begriffsverwendung finden wir auch im Bereich von Computern und bei den Internettechnologien. Der «Update Status» eines Geräts verweist auf seinen Zustand im Hinblick auf die vorhandenen Programmversionen. Und mit diesen Programmen wiederum werden z.B. Statusaspekte zu technisch vermittelten sozialen Konstruktionen, wie die Anzahl Freunde in Netzwerken markiert.

Mindestens so wichtig für Menschen in komplexen, modernen Gesellschaften ist auch deren rechtlicher Status. Dieser Status zeigt sich in Zugehörigkeitszuschreibungen zu Nationalität, politischer Stellung, Zivilstand und Geschlecht. Damit einher gehen Teilhabe- und Tätigkeitsrechte sowie bestimmte allgemeine und situierte Rollenanforderungen.

Die oben beschriebenen, medizinischen und rechtlich-politischen und, relativ gesehen, objektiven Attribute von Menschen zwecks professioneller oder administrativer Kategorisierung bezeichnet man in der Soziologie als «*zuge-schriebene Statusmerkmale*». Sie können nicht nur auf Individuen und Personen, sondern auch auf den rechtlichen Status von Gebietskörperschaften (Gemeinden, Kantone, Staaten) und wirtschaftlichen Einheiten (Genossenschaften, Aktiengesellschaften) angewendet werden. So ist es

1 Georges, S. 2791f.



Die Bestattung als Statussymbol. Das 1903 auf Betreiben des Feuerbestattungsvereins nach heftigem Widerstand und langen Diskussionen erstellte Krematorium auf dem Friedhof Im Feldli. Gelatinetrockenplatte 13 x 18 cm von Otto Rietmann, 12. Oktober 1910, Kantonsbibliothek Vadana VSRG 60313.

möglich zu sagen, dass beispielsweise der sozio-ökonomische Status einer Bevölkerungsgruppe oder eines Siedlungsgebietes höher ist als derjenige einer Vergleichsgruppe. Im Gegensatz dazu bezeichnet man nun Statusmerkmale, die durch Mühe, Ehrgeiz, Anstrengung und Fleiss erworben oder gar erkämpft werden mussten, als *«erworbene Statusmerkmale»*. Darunter fallen beispielsweise akademische Titel, selbsterarbeitetes Vermögen, ausgewiesene kreative Fähigkeiten und oft auch politische Rechte. Das Zusammenspiel der beiden, nicht immer genau voneinander abgrenzbaren Statusmerkmale ergibt dann den gesamten Sozialstatus einer Person, einer sozialen Gruppe oder einer Körperschaft innerhalb des Gefüges der jeweilig betrachteten sozialen Ordnung.

Die Kombination von zugeschriebenen und erworbenen Statusmerkmalen erzeugt nun nolens volens konstant Statushierarchien, d.h. unterschiedliche gesellschaftliche Bewertungen der statusrelevanten Attribute. Dadurch lassen sich deren Trägerinnen und Träger im sozialen Kontext

verorten. Statushierarchien sind fast immer verknüpft mit meritokratischen Ideen von Talent, Fleiss und Anstrengung. Nur wer sich auch anstrengt, soll für sein Engagement auch entsprechend mit einem höheren Sozialstatus belohnt werden. Dabei gilt in einer sozial durchlässigen Gesellschaft die Regel, wonach sich Leistung in der Form höherer Reputation und monetärer Gratifikation zeigen sollte. Allerdings trifft die Regel auch in sogenannten Leistungsgesellschaften nur punktuell und dann meistens erst noch eher ungenau zu. Die Gründe dafür liegen in der Schwierigkeit begründet, überhaupt zu definieren, was denn Leistung konkret, d.h. jenseits einer heuristischen oder ideologischen Verwendung ausmacht.² So ist es beispielsweise nicht möglich, die Arbeit eines Polizisten oder Feuerwehrmanns und einer Krankenschwester oder Kindergärtnerin einander leistungsmässig präzise gegenüberzustellen. Auf einer funktionalen Ebene sind alles gesellschaftlich gleichwertige und sicherlich notwendige Tätigkeiten, die nicht nach einer Hierarchisierung verlangen. Doch aus historischen und geschlechterbezogenen Gründen werden

2 Vgl. dazu exemplarisch die Ausführungen in: Dröge et al. 2008.

beispielsweise die sogenannten «Care-Berufe» immer noch tendenziell weiblich attribuiert und weniger hoch entlohnt als die «männlichen» Berufe mit Bezug zur Aufrechterhaltung von Sicherheit und Ordnung. Hier werden mit Dahrendorf gesprochen Machtverhältnisse im Kontext der Produktion von sozialer Ungleichheit erkennbar und die Gesellschaft wird so zu einer «ärgerlichen Tatsache», weil Sozialstruktur und ideeller Anspruch an sie auseinanderklaffen.³ Von der Leistung eines Individuums oder einer Gruppe zu unterscheiden ist in diesem Zusammenhang das Ergebnis von marktförmigen Aktivitäten, welches sich auch ohne Leistung der Anbieter ändern können. Auf Märkten können Überschüsse und Gewinne ohne grosse Leistung oder Anstrengung entstehen, wenn sich Präferenzen und damit die Nachfrage verändern. Wenn bestimmte Marken oder Güter symbolisch an Lebensstilwert gewinnen, dann erhöhen sich die Preise, ohne dass die Kosten entlang der Produktionsfunktion notwendigerweise steigen. Resultat sind überproportional grosse Erträge und Gewinne, ohne dass sich jemand dafür anstrengen musste. Dasselbe trifft zu, wenn jemand ein grosses Erbe macht und dieses ohne eigenes Zutun gewonnene Statusmerkmal des Reichtums mit einer erbrachten Leistung verwechselt.

Die zurzeit dominante Ideologie der Ökonomisierung des Sozialen mittels Märkten für alles und jedes führt dazu, dass bestimmte Subjektivierungsformen soziale Statusmerkmale erzeugen. Alle Erfolge oder Misserfolge werden dem Einzelnen als in seinem Einfluss stehend zugeschrieben. Daraus entsteht dann ein eigentlicher Zwang zur Teilnahme an einer Erfolgskultur⁴, in der die Sieger durchwegs das Lob der Tüchtigen singen, obwohl es doch immer auch viele Zufallsgewinner und Marginalisierte gibt. Es heisst dann, dass im Grunde genommen alle könnten, auch wenn in Realität eben nicht alle können.⁵ Grundlegend ist dabei, dass die Verantwortung für einen bestimmten Status in der Gelingens- oder Misserfolgsdimension immer beim Einzelnen angesiedelt wird. Damit werden dann auch die den Versagenden entsprechenden Politiken von Fördern und Fordern legitimiert, die den sozial schwächeren Mitgliedern der Gesellschaft verordnet werden. Dass solche ideologisierte Strategien zum Erfolg nicht mehr funktionieren können, wenn beispielsweise körperliche Behinderungen, psychische Krankheiten oder gar ein wirtschaftlicher Strukturwandel vorliegen und sich in den Arbeitsmärkten auswirken, leuchtet ein. Dennoch erzeugt natürlich eine ökonomistische Sichtweise bei den Betroffenen individuelles Leid infolge der Zuschreibung von sozialen Möglichkeiten, die für die einzelnen gar nicht erreichbar sind.⁶

Damit eng zusammen hängt die Idee der sogenannten Statusgüter, mit denen ein bestimmter, meistens höherer Sozialstatus markiert werden kann. So sind teure Autos und grosse Liegenschaften, aber auch Schmuck und Designerkleider Statusgüter, mit denen die jeweiligen Besitzer ihren Sozialstatus gegenüber anderen symbolisch markieren können. Dazu hat sich der Begriff des Statussymbols eingebürgert. Der amerikanische Ökonom Thorstein Veblen hat dazu bereits Ende des 19. Jahrhunderts eine «Theorie der feinen Leute» entwickelt und dafür den Begriff der «conspicuous consumption» (demonstrativer oder auffälliger Konsum) geprägt.⁷ Bemerkenswert an der Veblenschen Theorie zur sozialen Ungleichheit ist ihr Konnex zur Statusmarkierung als einer aktiven Hervorbringung oder einer Aspiration des vergesellschafteten Menschen. Wenn wir dessen Statuslage in einer funktionalistischen Theorie untersuchen, dann stossen wir auf das Phänomen von soziologischer Ambivalenz. Damit wird die Beobachtung umschrieben, dass eine Person nicht nur in einer einzigen Dimension statusmässig verortet ist, sondern in einem eigentlichen Geflecht von Statusdimensionen steht. Dieses wird nicht nur von den Betroffenen selbst beeinflusst, sondern hängt auch von normativen Erwartungen anderer ab. Als vereinfachende Beobachtungs- und Erhebungsdimensionen für diese Perspektive nimmt man zur Analyse gerne die Trias der Statuspositionen von formaler Bildung, ökonomischer Lagerung und Ansehen. Dabei gibt es statuskonsistente und statusinkonsistente Positionen. Gut gebildete Akademikerinnen und Akademiker mit einem hohen Einkommen und einem angesehenen Arbeitsfeld (Medizin, Gericht, gymnasiale Lehre) geniessen einen hohen und konsistenten Sozialstatus, was Bildung, Einkommen und Reputation angeht. Ihre Statuskonfiguration wird als stabil und spannungslos bezeichnet. Ein ebenso gut gebildeter Künstler hingegen, der seinen Durchbruch noch nicht geschafft hat, ist, was sein Einkommen und seine Reputation angeht, noch in einer Statusspannung und in einer statusinkonsistenten Lage. Am unteren Ende der Statusskala sind dann diejenigen Menschen, die weder über Bildung, Geld noch über angesehene Arbeitsfelder verfügen. Deren marginalisierte, aber statuskonsistente Lage ist für die Gesellschaft (nicht für den Einzelnen!) insofern latent funktional, als sie möglichst vermieden werden will und sich deshalb die Leute nach ihren Möglichkeiten in einem endlosen Kampf gegen eine derartige Verortung ihrer selbst wehren müssen. Diese Theorie soziologischer Ambivalenz des Sozialstatus geht auf den amerikanischen Soziologen Robert K. Merton zurück und sie besagt letztlich, dass die Ambivalenz über den jeweiligen Sozialstatus es den Men-

3 Immer noch aktuell und lesenswert dazu: Dahrendorf 1957, Zitat ders. 1974, S. 139.

4 Vgl. dazu Neckel 2008.

5 Vgl. dazu Ders., Bourdieu et al. 2001 und Dröge 2002.

6 Vgl. dazu Nadai und Maeder 2009.

7 Veblen 1981, [1899].



Psychiatrie als Statussymbol. Die zweite psychiatrische Klinik im Kanton St. Gallen, nach St. Pirminsberg, wurde 1892 in Wil unter dem Namen «Kantonales Asyl» eröffnet. Von Anfang an legte man grossen Wert auf die Mitarbeit der Insassen. Einerseits sollten dadurch die Selbstversorgung gefördert, andererseits durch Arbeit die Patienten und Patientinnen therapiert werden. Deshalb wurde der Klinik ein landwirtschaftlicher Musterbetrieb angegliedert. Ursprünglich für 120 Kranke in fünf Gebäuden konzipiert, zählte die Heil- und Pflegeanstalt 1935 bereits 25 Gebäude für rund 1000 Patientinnen und Patienten. Gelatinetrockenplatte 42 x 29 cm von Otto Rietmann, zwischen 1892 und 1895, Kantonsbibliothek Vadana, VSRG 90099.

schen dauernd auferlegt, eine statuskonsistente und wenn immer möglich auch eine höhere Position anzustreben.⁸ Die latente Funktion sozialer Ungleichheitsdimensionen, wie sie im Sozialstatus gerinnen, liegt demnach in einer konstanten und wirksamen Disziplinierung von arbeitenden Bevölkerungen, die sich immer wieder anstrengen müssen, um nicht marginalisiert zu werden.⁹

Eine weitere Theorie zum sozialen Status stammt vom französischen Soziologen Pierre Bourdieu (1983). Ausgehend von Lebensstilpraktiken und dafür verfügbaren Kapitalsorten entsteht bei ihm ein sozialer Raum, in dem sich Lebensstile zu verkörperten Habitaten in spezifischen Handlungsfeldern ausprägen. Wir können dies an den Selbstinszenierungen und Lebensführungsweisen unterschiedlicher Milieus erkennen, wenn wir beispielsweise feststellen, dass sich

die Sprache, die Kleider, die Arten des Bewegens und der Geschmack bei der Nahrungsauswahl zwischen Unter-, Mittel- und Oberschichten unterscheiden. Diese Kapitaltheorie geht davon aus, dass jedes Individuum und jede Familie über «ökonomisches Kapital» in der Form von Geld und handelbaren, immateriellen Gütern, über «kulturelles Kapital» in der Form von Geschmack, Lebensstil und schulischen Abschlüssen oder Titeln und über «soziales Kapital» in der Form von Beziehungen verfügt. Alle drei Kapitalsorten sind beschränkt untereinander transferierbar und lassen sich, wenn auch unterschiedlich leicht, akkumulieren. Deshalb wohnt dem so ausdifferenzierten Kapitalstock die Eigenschaft inne, dass er mit der Zeit wachsen kann. Die zu einem Zeitpunkt gegebene Verteilung dieser Kapitalien bildet die Gesamtheit der gesellschaftlichen Welt, die das Funktionieren der gesellschaftlichen Wirklichkeit bestimmt

8 Vgl. dazu Merton and Barber, 1976.

9 Merton 1949.

und damit die Erfolgsmöglichkeiten der sogenannten Praxis der Leute entscheidet. Alle drei Kapitalien und die damit zusammenhängenden Formen des Zeigens führen zu einer gesellschaftlichen Differenzierung in Statuskategorien, die auch als die «feinen Unterschiede»¹⁰ bezeichnet werden. Fein deshalb, weil sich kleinste Verschiebungen im Kapitalbestand als Statusmarkierungen gebrauchen lassen. Hier ist beispielsweise an die verschiedenen Gebrauchsformen von Essbesteck oder den sogenannten guten Geschmack bei der Auswahl von Kleidern, Kunstgegenständen oder Automobilen zu denken. Alles, was sich symbolisch auf eine der drei Kapitalsorten beziehen lässt, ist damit für die jeweiligen Besitzerinnen und Besitzer statuswirksam. Dadurch erweitert Bourdieu den ursprünglich ökonomisch verstandenen Klassenbegriff: Auch der richtige Geschmack und die entsprechenden ästhetischen Vorlieben klassifizieren die Gesellschaft, nicht mehr allein Armut und Reichtum.

War Bourdieus Kapitaltheorie zu seiner Zeit bahnbrechend, so ist sie auch in doppelter Weise zeitgebunden. Einerseits existiert die traditionelle Klassengesellschaft in Europa nur noch eingeschränkt. Der Aufstieg einer breiten Mittelschicht, die Individualisierung und der zunehmende Einfluss der Globalisierung lösen solche sozio-kulturellen Grenzen auf. Kleidercodes gelten nur noch eingeschränkt und mittlerweile orientiert sich die Haute Couture an der Street- und Sports-Wear, welche überall im öffentlichen Raum auftritt. Klasse und damit auch ein eindeutiger sozialer Status sind in den letzten Jahrzehnten abgelöst worden durch neue Kriterien wie Gender, Race, Sexualität und Alter. Identitäten werden hinterfragt, spielerisch verändert und verfremdet. Allerdings bleiben grundsätzliche Verortungen sozialer Ungleichheiten dennoch auch unter diesen neuen Lesarten der Regimes der sozialen Differenzierung erhalten.¹¹

Wenn wir abschliessend auf die hier präsentierten Theoreme zum Sozialstatus zurückblicken, so können wir feststellen, dass sich der in der Soziologie wichtige Begriff recht eigentlich popularisiert hat und zu einem Alltagswissensbestand geworden ist. Konsum als Statusmarkierung (Veblen), Sozialstatus als ambivalente und funktionale Eigenschaft sozialer Hierarchisierung (Merton) und die Verkörperung von Sozialstatus als Habitus von Personen im sozialen Raum (Bourdieu) verweisen alle auf die von Dahrendorf als «ärgerliche Tatsache der Gesellschaft» beschriebenen Zusammenhänge, wonach die Sozialstruktur mit dem Sozialstatus von Gruppen, Berufen und Funktionssystemen wie der Wissenschaft, der Kunst, der Religion u.a.m. immer auf das Engste verbunden ist. Dies wird in der alltagssprachlichen, massenmedialen Verwendung des Begriffs denn auch immer wieder als angebliche Überflüssig-

keit von Statusmerkmalen in welcher Form auch immer, vorgetragen. Dabei wird aber die grundsätzliche soziale Ordnungsleistung solcher Kategorien für Herstellung von Gesellschaft übersehen: Ohne Statusmerkmale könnten wir uns in der modernen Gesellschaft nicht zurechtfinden. Das bedeutet aber auch nicht, dass es sicherlich unnötige und übertriebene Formen der Statusmarkierung nicht trotzdem geben kann. Deren «richtige» Dosierung ist immer ein riskantes, nie triviales Spiel, bei dem die Beteiligten gewinnen und verlieren können.

Literatur

- Bourdieu, Pierre. Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Soziale Ungleichheiten, Soziale Welt: Sonderband 2, hrsg. von Reinhard Kreckel. Göttingen 1983, S. 183–198.
- Bourdieu, Pierre. Die feinen Unterschiede: Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main 1988.
- Bourdieu, Pierre; Eppler Erhard und Ohr Renate. Neue Wege der Regulierung: vom Terror der Ökonomie zum Primat der Politik. Hamburg 2001.
- Dahrendorf, Ralf. Soziale Klassen und Klassenkonflikt in der industriellen Gesellschaft. Stuttgart 1957.
- Dahrendorf, Ralf. Pfade aus Utopia: zur Theorie und Methode der Soziologie. München und Zürich 1974.
- Dröge, Kai; Marrs Kira und Menz Wolfgang. Rückkehr der Leistungsfrage: Leistung in Arbeit, Unternehmen und Gesellschaft. Berlin 2008.
- Georges, Karl Ernst. Ausführliches Lateinisch-Deutsches Handwörterbuch. Bd. 2. Nachdruck. Hannover 2010, S. 2791f.
- Knapp, Gudrun-Axeli. Intersectionality – ein neues Paradigma feministischer Theorie? Zur transatlantischen Reise von Race, Class, Gender. In: Feministische Studien. 23 (1/2005), S. 68–81.
- Merton, Robert K. Manifest and Latent Functions. Toward the Codification of Functional Analysis in Sociology. In: Social Theory and Social Structure. Toward the Codification of Theory and Research, hrsg. von Robert K. Merton, Glencoe 1949, S. 21–81.
- Merton, Robert K. und Barber Elinor. Sociological Ambivalence. In: Sociological Ambivalence and other Essays, hrsg. von Robert Merton, New York 1976, S. 3–31.
- Maeder, Christoph und Nadai Eva. Leistung lohnt sich (nicht immer): Beschäftigungsfähigkeit als Eintrittskarte zum Arbeitsmarkt. In: Armut trotz Arbeit: die neue Arbeitswelt als Herausforderung für die Sozialpolitik, Schriften zur Sozialen Frage 4. hrsg. von Stefan Kutzner, Michael Nollert, und Jean-Michel Bonvin, Zürich 2009, S. 113–126.
- Neckel, Sighard. Flucht nach vorn: Die Erfolgskultur der Marktgesellschaft, Frankfurt am Main 2008.
- Neckel, Sighard und Dröge Kai. Die Verdienste und ihr Preis: Leistung in der Marktgesellschaft. In: Befreiung aus der Mündigkeit: Paradoxien des gegenwärtigen Kapitalismus. herausgegeben von Axel Honneth, Frankfurt am Main 2002, S. 93–116.
- Veblen, Thorstein. Theorie der feinen Leute: eine ökonomische Untersuchung der Institutionen, München 1981.

10 Bourdieu 1988.

11 Vgl. dazu Knapp 2005.